

Inhalt

Release – Praxis und Probleme

- Die Politisierungsphase
- Die Personalisierungsphase
- Die Resignationsphase
- Die Institutionalisierungsphase

Die Glossolie innerhalb der charismatischen Bewegung

- Glossolie – linguistisch betrachtet
- Glossolie – psychologisch betrachtet
- Glossolie – religiös betrachtet
- Mißbrauch des Sprachen-Redens?

Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

- PFINGSTBEWEGUNG
Pfingstler-Treffen in Bern
- EVANGELISCH-JOHANNISCHE KIRCHE
Festlichkeiten
- ISLAM
Mehrheit für den Islam in Afrika

Material dienst

Aus der
Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen

18

35. Jahrgang
15. September 1972

Release – Praxis und Probleme

Dies ist ein Bericht über Probleme an der Basis der Selbsthilfeorganisation release Heidelberg. Er ist für all diejenigen geschrieben, die versuchen, sich ihrer Abhängigkeit bewußt zu bleiben und kritisch darüber zu wachen, daß Gewohnheiten den Spielraum der persönlichen Entscheidungsfreiheit nicht zu sehr einengen.

Caroline Coon hat für ihre Beratungsstellen für Süchtige in London den Namen „release“ geprägt – er kann am besten wiedergegeben werden mit „Hilfe durch Selbsthilfe“. Das Unternehmen als solches kam jedoch aus den Vereinigten Staaten, wo es in den „Free Clinics“ von San Franzisko schon jahrelang ausprobiert wurde, über die skandinavischen Länder in die Bundesrepublik. Neben einer Reihe kleinerer Einrichtungen (München, Köln, Lüneburg, Wiesbaden, Stuttgart u. a.) sind die *release-Zentren in Hamburg und Heidelberg* in der Öffentlichkeit bekannt geworden. Ich habe die Entstehung und Entwicklung des Heidelberger Hauses in der Brunnengasse von Anfang an beobachtet und unterstützt (Aktion „Baustein für release Heidelberg“, Sonderkonto „release“ bei der Dresdner Bank, Stuttgart, Konto-Nr. 1625408; Beiträge sind steuerlich abzugsfähig). Die Arbeit wurde durch Krisen in der Gruppe und zwischen dem Haus und der Stadt Heidelberg immer wieder in Frage gestellt. Bis heute ist das Zentrum finanziell verschuldet und in der Durchführung eines therapeutischen Programmes behindert. Trotz Zuwendungen der Stadt und des Staates kann von einer Konsolidierung keine Rede sein.

In der bisherigen Geschichte des Hauses (Gründung im Oktober 1970) lassen sich Schwerpunkte der Arbeit und der Auffassung feststellen, die durch Krisen hindurch abgewandelt oder neu formuliert wurden. Um eine Übersicht zu gewinnen, sollen vier Phasen beschrieben werden.

Die Politisierungsphase

Die völlige Isolierung Drogensüchtiger bei und nach der sogenannten „Entziehung“ in unseren Kliniken und die ebenso verzweifelte Situation individueller Therapie (die nur das Ziel der Wiedereingliederung in die Gesellschaft kennt) führten zu einer neuen Form der Hilfe, die ein Grundsatzprogramm entwickeln mußte. Der angebotene *Schonraum zur Selbstfindung in einem Kollektiv Gleichgesinnter* wurde formuliert durch Thesen wie:

„An der sozialen Situation ist der Fixer erkrankt“. – „Geheilte Fixer werden von Opfern zu Gegnern des Systems. Alle Mitglieder der Gesellschaft sind Opfer der entfremdenden Tendenzen dieser Gesellschaft“. – „Es geht nicht darum, zu helfen, sondern Unterdrücktheit bewußt zu machen“.

Solche Thesen weiten sich zu einem Heilungsprogramm für die ganze Gesellschaft aus: „Diese ganze Gesellschaft muß resozialisiert werden“. – „Die ‚Politik der Ekstase‘ ist das Bewußtmachen der Entfremdung, sie entfremdet einen von der Entfremdung. Das ist natürlich ein Angriff auf die spätkapitalistische

Gesellschaft. Statt in einen alten Traum auszuweichen, werden die Fixer und die am Fixerproblem Bewußt-Gewordenen an einer neuen Wirklichkeit arbeiten – einer Welt ohne Entfremdung.“ (Entnommen dem Taschenbuch ‚Helft euch selbst! Der release-Report gegen die Sucht‘, rowohlt-Verlag, 1971, S. 40 ff)

„Release“ will von seinem Ansatz her nicht nur gesellschaftspolitisch, sondern gesellschaftsüberwindend sein durch das Leitbild neuer Formen des Zusammenlebens. „Es geht um die zukünftige Euphorie einer von Ausbeutung, Abhängigkeit und Gewalt befreiten Menschheit“ (ibid. S. 78). Ein Informationsblatt der Heidelberger Gruppe nennt folgende praktische Aufgaben:

- „wir klären auf über Drogen aller Art, ihre Zusammensetzung, ihre Wirkung, ihre Nachteile
- wir helfen bei ambulanter Entziehung
- wir vermitteln Plätze für stationäre Entziehung mit release-Betreuung
- wir nehmen Entzogene und Gefährdete bei uns auf
- wir regeln die juristischen und sozialen Schwierigkeiten
- wir geben medizinische und psychotherapeutische Hilfe
- wir bieten Produktionsmöglichkeiten, die nicht den gewöhnlichen Bedingungen unterliegen
- wir stehen täglich 24 Stunden zu telefonischer und persönlicher Beratung zur Verfügung.

Alle Leistungen sind kostenlos.“

Ich habe mich persönlich davon überzeugen können, wie die Mitarbeiter von ‚release Heidelberg‘, selbst gezeichnet von Drogenerfahrung, mit einem totalen Einsatz an Kraft und Zeit dieses Programm zu realisieren versuchten. Sie besuchten die Jugendlichen in der Untersuchungshaft, in den Kliniken oder auf der „scene“ (dem Treffpunkt der Drogenkonsumenten und -händler). Sie saßen Nacht für Nacht am Telefon oder mit Neuaufgenommenen im Gespräch zusammen. Sie liefen von Behörde zu Behörde, um Zuschüsse, Genehmigungen oder Räume zu bekommen. Sie warben mit Veranstaltungen aller Art für ihr Zentrum. „Ohne ein politisches Ziel könnten wir dies nicht leisten“, sagte einer der Verantwortlichen in der damaligen Aufbauphase. Aber sie betrieben keine politische Propaganda. Die politische Zielsetzung war in die praktische Arbeit eingegangen, sie wurde nicht expressis verbis vorgetragen.

Die Personalisierungsphase

Die abbruchreifen Gebäude in der Brunnengasse, die die Stadt Heidelberg zur Verfügung gestellt hatte, füllten sich. Zeitweilig gehörten 40 Personen (Männer, Frauen und Kinder) zum Kollektiv. Tägliche Hauskonferenzen beschäftigten sich zunächst mit Fragen der Versorgung, der Instandsetzung der Räume, der Finanzierung usw. Jeder sollte einen Beitrag für das Kollektiv leisten. Es entstand eine Werkstatt zur Herstellung von Trommeln (sog. „Bongos“), von Lederhosen, von Batik und Silberschmuck. Die Einnahmen wurden gemeinsam verwaltet.

Die Regel des Hauses lautet: Hier darf weder gefixt noch gedealt, also kein Opium oder ähnliches gespritzt oder gehandelt werden. Aber die Kontrolle war kaum durchführbar. Manche spritzten weiter und mußten entlassen werden. Es

gab erste Todesfälle. Die persönlichen Spannungen nahmen zu. Sachkonflikte über die „clean“-Haltung des Hauses wurden personalisiert. Die Mitgliederzahl nahm bis auf 20 Personen ab, so daß die Stadt wegen der Rentabilität des Hauses anfragte. Der finanzielle Fehlbedarf ging in die Tausende. Die Stadtwerke wollten die Strom- und Wasserversorgung sperren. Da das Haus Tag und Nacht geöffnet war, wurde viel gestohlen, was mit Mühe angeschafft worden war.

Ich schildere die Situation so ausführlich, um den Streß anzudeuten, der in einem Haus herrscht, das vom Streß der Gesellschaft befreien will. Trotzdem war erstaunlich, mit welcher Ruhe und Toleranz die Probleme des gemeinsamen Lebens ertragen wurden.

Zu einem ernsten Konflikt führte die Frage des Entzugs. Eine Gruppe verlangte die Absetzung aller Stimulanzien, auch der Zigarette und der Tabletten. Die anderen waren für eine schrittweise Entwöhnung und tolerierten Hasch, Tabak oder Medikamente. Das Kollektiv spaltete sich. Der Sprecher der „Harten“ hielt an seinem Programm fest, obwohl er selbst rückfällig wurde. Die Gruppe verließ das Haus. In Heidelberg setzte sich mit der gemäßigten Gruppe die Erkenntnis durch, daß der sofortige totale Entzug nicht durchführbar ist.

Bei dieser Auseinandersetzung, die sich in nächtelangen Gesprächen abspielte, wurden Probleme der Autorität von Bezugspersonen, der Offenheit des Hauses zur „scene“ hin und eines Programms für die Konsolidierung durchdiskutiert. Das Kollektiv wollte keine fremden Betreuer oder Helfer, die Bezugspersonen sollten aus der Gruppe selbst kommen und immer wieder wechseln. Das Haus wurde nur noch zu bestimmten Stunden geöffnet; regelmäßige Gruppengespräche wurden eingerichtet. Dazu einige Sätze aus dem internen Bericht vom Oktober 1971: „release – ein Experiment ein Jahr später“:

„Die größten baulichen Veränderungen waren schon Anfang des Jahres 1971 beendet. Trotzdem sieht das Haus innen immer noch nicht so aus, daß es für eine Lebensneuorientierung die notwendige Ruhe und Vertrautheit bieten kann. Derzeit wird von den Hausbewohnern gerade das Erdgeschoß mit seinen Funktions- und Kommunikationsräumen endgültig fertiggestellt. Es besteht immer noch der Teufelskreis, daß die Produktion, weil mit unzureichenden Mitteln, zu wenig Geld einbringt. Das damit eingenommene Geld reicht gerade zur Deckung der laufenden Kosten in Höhe von etwa 8000 DM pro Monat. Für die notwendigen Investitionen bleibt nichts übrig. Gleichzeitig bestehen ca. 12 000 DM Schulden, die zum Teil mit Leistungen von ‚release‘ an Außenstehende (z. B. Rechtsbeihilfen und Gerichtskosten) zusammenhängen. Auf diesem Gebiet ist die Lage sehr kritisch, wir brauchen Spenden für Produktionsmittel.

Derzeit kommt beinahe täglich eine Person, um neu in die Gruppe aufgenommen zu werden. Eigene und fremde Erfahrungen haben jedoch gezeigt, daß eine Neuaufnahme erst dann erfolgen kann, wenn die vorhergehende assimiliert ist. Das kann zwischen 14 Tagen und zwei Monaten dauern. Unter dem Druck von Gerüchten, die Stadt wolle das Haus in der Brunnengasse einer anderen Organisation zur Verfügung stellen, weil die derzeit im Hause Wohnenden zahlenmäßig zu unbedeutend seien, wurden in den letzten 14 Tagen zu viele neue aufgenommen. Darunter befanden sich drei Menschen, mit denen die Kommunikation praktisch unmöglich war. Dadurch kam eine beträchtliche Unruhe ins

Haus. Das therapeutische Prinzip von ‚release‘ beruht auf dem Versuch der Solidarität, der intensiven Kommunikation und Information, und auf der Selbsterkennung und Neuorientierung der Person in der Gruppe. Zum Funktionieren setzt dieses Prinzip aber ein Minimum an Existenzsicherheit und Garantie für die Zukunft voraus. Dieses Minimum besteht derzeit nicht.“

Die Resignationsphase

Anzeichen von Erschöpfung werden deutlich. Folgende Auszüge aus dem Papier „Plan zur Errichtung einer Arztpraxis“ sollen die verzweifelte Lage auf der „scene“ verdeutlichen, mit der die Mitglieder des Heidelberger Hauses fortwährend konfrontiert werden:

Ein großer Teil der Betroffenen auf der „scene“ leidet an *psychischen Schwierigkeiten*, deren Hauptsymptome depressive Verstimmungen, Apathie und Resignation mit mehr oder weniger deutlichen suicidalen Tendenzen sind. Daneben entstehen Identifikationsschwierigkeiten, die sich in einem gesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Orientierungsverlust äußern und zur Abdrängung des betroffenen Menschen in eine quälende Vereinsamung führen. Das Resultat sind starke selbstzerstörerische Tendenzen oder aber ein kurzsichtiger Defensiv-Egoismus, der zu gemeinschaftsschädigenden Handlungen führt.

Die Häufigkeit der *körperlichen Erkrankungen und Funktionseinbußen* ist erschreckend. Im Mittelpunkt stehen hier Erkrankungen, die nicht nur für den Betroffenen selbst, sondern auch für seine nähere und weitere Umgebung gefährlich sind.

Geschlechtskrankheiten: Gonorrhoe und genitale Trichomonaden- und Pilz-erkrankungen haben nach unseren Schätzungen etwa ein Drittel der Menschen auf der „scene“ befallen. Oft bestehen diese Erkrankungen schon längere Zeit, ohne daß eine effektive Behandlung stattgefunden hätte; auf diese Weise erfolgt eine Kontamination immer weiterer Kreise.

Hepatitis: Von den dreizehn ehemaligen Fixern im „release“ haben zwölf schon mindestens einmal einen Schub einer infektiösen Gelbsucht durchgemacht. Nach unseren Erfahrungen ist die Lage auf der „scene“ ähnlich. Auch hier ist es so, daß die Krankheit lange Zeit unbehandelt bleibt und erst zu einem Zeitpunkt in ärztliche Behandlung kommt, in dem eine wirkliche Heilung entweder nur mit einem großen finanziellen Aufwand oder überhaupt nicht mehr möglich ist. (Über das daraus resultierende Problem der Frühinvalidität einer immer größer werdenden Bevölkerungsgruppe müßten sich alle zuständigen Stellen im klaren sein.)

Immer häufiger konnten wir den Befall durch *Parasiten* (Läuse, Filzläuse, Krätzmilben und, seltener, Wanzen) feststellen. Diese Parasiten können, vor allem unter ungünstigen hygienischen Bedingungen, zur Verbreitung von gefährlichen Krankheiten führen.

Die Gründe für diese erschreckende Situation sehen wir in folgendem:

- a) mangelnde Information und Aufklärung über gesundheitliche Fragen;
- b) meist fehlender Versicherungsschutz;
- c) die Scheu der betreffenden Menschen, „normale“ Ärzte aufzusuchen;

- d) vor allem verzweifelte Indifferenz und Apathie der eigenen Gesundheit gegenüber und eine daraus resultierende unverantwortliche Haltung gegen die Mitmenschen.

Immer wieder ist es die Initiative eines Einzelnen, die weiterführt. Ein Zahnarzt, selbst ehemaliger Fixer, behandelt kostenlos; ein Koch, Mitglied des Kollektivs, übernimmt die total verkommene Küche. Hoffnung flackert auf. Eine größere Geldspende erlaubt die Anschaffung einer Waschmaschine. Es können wieder Pläne verwirklicht werden. Aber immer wieder ist es auch das Fehlen von Personen, das die ganze Arbeit in Frage stellt.

Die Institutionalisierungsphase

Um ein Programm von der Aufnahme bis zum Selbständig-Werden des Süchtigen aufzubauen und durchzuführen, bedarf es *fester Einrichtungen*. Ich will zwei davon nennen:

a) eine *Arztpraxis* ist eingerichtet worden. Sie entspricht den Anforderungen einer Allgemeinpraxis (Röntgen, EKG, Labor, Möglichkeiten zur „kleinen“ Chirurgie). Drei Ärzte teilen sich in die Arbeit. Die Behandlung erfolgt kostenlos – wie übrigens bei den „Free Clinics“ in den USA auch. Die Stadt garantiert eine Mindestsumme für das Auskommen der Ärzte. Für die Praxis gilt, wie für alle Aktivitäten von „relase“, daß die Mitarbeiter selbst Drogenerfahrung haben sollten und Partner der Kranken bzw. Kollektivmitglieder sein müssen. Durch die Einrichtung der Praxis ist auch eine gewisse Prophylaxe für die „scene“ möglich.

b) Nach langwierigen Verhandlungen ist es gelungen, einen *Therapiehof* zu mieten. Zusammen mit einer Gruppe aus Freiburg wurde ein Haus im Schwarzwald eingerichtet, in dem die Schwerkranken unterkommen können. Dadurch wird das ‚release‘-Haus in der Stadt entlastet; es kann nun vorwiegend Kontaktzentrum sein, während der größte Teil des „Kollektivs“ im Schwarzwald wohnt. Hierzu aus dem Bericht „Plan zur Errichtung eines Therapiehofes“:

„Menschen, die gefixt haben, befinden sich nach der ein bis drei Wochen dauernden Phase des körperlichen Entzugs erfahrungsgemäß noch längere Zeit in einem Zustand der Rekonvaleszenz, denn mit der Aufgabe des Symptoms ‚Drogenabhängigkeit‘ ist ja noch nicht eine lebenslange psychosoziale Fehlprägung überwunden. Um diese Schwierigkeiten überwinden zu können und um einem Menschen die Möglichkeit der Entwicklung zu einer verantwortlichen, kritischen und handelnden Persönlichkeit zu geben, ist eine Umgebung notwendig, die dem Betroffenen vorübergehend die Möglichkeit gibt, sich außerhalb aller unmittelbaren Leistungszwänge, aller verwirrenden Hektik, und vor allem außerhalb von dem in Städten unvermeidlichen offenen und versteckten Zwang zum unreflektierten Konsumverhalten von Dingen und Personen zu setzen.“

Neben den genannten Einrichtungen, die hohe Kosten verursachen, gibt es einige feste *Programmpunkte*: das individuelle und gruppenmäßige Therapiegespräch, die Meditation, die Musiktherapie, die Neigungsgruppen und die Eigenproduktion. Von den genannten Punkten sind einige bereits praktiziert, andere noch in der Planung.

„Wir müssen die Art des Zusammenlebens neu probieren“ – das bleibt als bescheidene, aber hoffnungsvolle Bilanz des Unternehmens „release“ („Helft euch selbst!“, S. 90). Es geschieht auf der Basis der Freiwilligkeit; es geschieht unter dem Mißtrauen einer Öffentlichkeit, die ihre Mitschuld am Phänomen des Süchtigen nicht wahrhaben will; es geschieht durch den Einsatz einzelner, die die Erfahrung totaler Abhängigkeit hinter sich haben und jede Chance nützen, anderen zu helfen, ein vernünftiges und erfülltes Leben zu finden. Ziel der release-Arbeit ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt *nicht* die Wiedereingliederung des Entzogenen, sondern die *Bildung von Kleingruppen* ehemaliger Süchtiger in allen Orten der Bundesrepublik. Dort soll Zusammenleben neu probiert werden. Eine Utopie? Eine Revolution? Eine Alternative? Im Blick auf die Entwicklung unserer Gesellschaft und im Blick auf die Gefährdung unserer Jugend wird man sagen müssen: es ist eine Hoffnung!

Markus Hartenstein

Die Glossolie innerhalb der charismatischen Bewegung

Die charismatische Bewegung, die sich seit etwa 1960 in den protestantischen Kirchen der Welt und seit 1967 auch in der orthodoxen und katholischen Kirche (besonders der USA) in zunehmendem Maße ausbreitet, ist ein recht vielschichtiges Gebilde. Das gemeinsame Kennzeichen dieser Bewegung jedoch besteht vor allem darin, daß in ihr die neutestamentlichen Charismen neu erfahren und ernst genommen werden; darunter auch die Glossolie.

Im Unterschied zu bestimmten Erscheinungen innerhalb der Pfingstbewegung wird hier die Glossolie nicht übermäßig herausgehoben. Über sie wird nicht besonders reflektiert. Ich habe seit 1962 Hunderte von charismatischen Gebetsgottesdiensten besucht, aber ich kann mich nicht entsinnen, daß in einem solchen Gottesdienst die Glossolie Thema einer Ansprache oder einer Bibelarbeit gewesen wäre. Auch nimmt die Praktizierung der Glossolie innerhalb der charismatischen Gottesdienste einen äußerst geringen Raum ein. Ja, bei vielen Gottesdiensten kommt sie überhaupt nicht vor. Man kann deshalb sagen: Die charismatische Bewegung ist *keine* „Glossolie-Bewegung“.

Andererseits hat die Glossolie einen festen Platz innerhalb der charismatischen Bewegung. Sie spielt zum Beispiel die Rolle einer „Initiation“. Glossolie ist sehr häufig das Phänomen, durch das Menschen Zugang zur Dimension des Charismatischen finden. Sie stellt das „einfachste“ Charisma dar; so erleben viele diese Gabe als erstes Charisma und lernen von daher auch die Funktion der anderen Charismen verstehen. Ferner ist die Glossolie im persönlichen Gebet von großer Bedeutung. Sicherlich mehr als eine Million Christen – darunter viele Pfarrer, Priester und auch einige Bischöfe – haben in den letzten zwölf Jahren durch die Glossolie Zugang zu einem verinnerlichten Beten ge-

funden. Man kann deshalb auch sagen: Ohne Glossolalie gäbe es keine charismatische Bewegung.

Glossolalie – linguistisch betrachtet

Zur Terminologie: GLOSSOLALIE ist der allgemeine, umfassende Ausdruck. Er ist am besten zu übersetzen mit „*Sprachenreden*“. Die Bezeichnung „Zungenrede“ ist ungeeignet, denn die Zunge spielt bei der Glossolalie keine andere Rolle als bei jeder Sprache. (Vgl. A. Bittlinger, *Glossolalia – Wert und Problematik des Sprachenredens*, 1969).

GLOSSA ist eine einzelne Äußerung in Sprachenrede.

XENOGLOSSIA ist das Reden in einer nicht gelernten Fremdsprache, die irgendwo auf der Erde gesprochen wird oder wurde (ein Spezialfall des Sprachenredens).

Innerhalb der charismatischen Bewegung tritt die Glossolalie auf als eine *artikulierte sprachliche Äußerung*, nicht als Stottern, Stöhnen, Jauchzen oder Lallen. Die Bezeichnung „ekstatisches“ Reden ist hier falsch und irreführend. Der Sprachenredner ist bei vollem Bewußtsein (ebenso wie ein Kind, das in einer „selbstgemachten“ Sprache vor sich hinredet). Er hat völlige Kontrolle über sein Sprechen, er kann jederzeit anfangen oder aufhören, kann laut oder leise, langsam oder schnell reden.

Glossolalie ist phänomenologisch von einer nicht verstandenen *Fremdsprache* nicht zu unterscheiden. Ich habe es mehrfach erlebt, daß in charismatischen Gottesdiensten Äußerungen in einer Fremdsprache für Glossolalie gehalten wurden, wie auch umgekehrt. Hierzu ein Beispiel:

meyana li nimibo, nulilube	yamana kita siyanayasi
meyana li nimibo, nulilube	yamana kita siyanayasi
sehuyangu sefo, sefo agolamemo	anakiana tiyasonaya
meyana li nimibo, nulilube . . .	anakiyotana siyanayasi . . .

Bei einem dieser Texte handelt es sich um Sprachenrede, bei dem anderen um eine Fremdsprache. Kein Gremium, dem ich diese – oder ähnliche – Texte vorlegte oder auf Tonband vorspielte, konnte sich einigen, welcher Text Sprache und welcher Glossolalie ist.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Glossolalie von Experten und Laien immer wieder bestimmten Sprachfamilien zugeordnet wird. Ich selbst habe Glossolalie-Gebete gehört, die ich semitischen, slawischen, romanischen oder indonesischen Sprachfamilien zuordnete. Damit ist zunächst nichts anderes gesagt, als daß phonetisch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen einer Glossa und einer bestimmten Fremdsprache besteht. Diese Ähnlichkeit kann z. B. auf der Verteilung von Vokabeln und Konsonanten beruhen, wodurch eine ähnliche Aussprache bzw. Sprachmelodie entsteht. Ähnlichkeiten können aber auch in Endungen bestehen oder in einzelnen Wörtern, die in einer bestimmten Glossa und in einer bestimmten Fremdsprache identisch oder nahezu identisch sind.

Ebensowenig wie Glossolalie von einer Fremdsprache unterschieden werden kann, ist es möglich, sie von einer *Kunstsprache* – zum Beispiel einem expressionistischen Gedicht – oder einer *selbstgemachten Sprache* zu unterscheiden.

Glossolalie – psychologisch betrachtet

Sprachenreden muß als ein natürliches Phänomen betrachtet werden, wie Träumen, Lachen oder Weinen. Das Unbewußte hat vielerlei Ausdrucksmöglichkeiten, zum Beispiel Bewegung, Ton (Gesang, Musik, Sprache), Bild oder Zeichen. Die innere Bildwelt wird offenbar beim Träumen oder beim Malen. Die innere Musik wird offenbar beim Improvisieren oder Komponieren, die innere Sprache beim Dichten oder Sprachenreden. Die innere Bewegung drückt sich u. a. im Tanz oder in symbolischer Gestik aus.

Demnach ist Glossolalie, psychologisch betrachtet, ein *Hörbarmachen der Sprache des Unbewußten oder der „inneren“ Sprache*.

Zu dieser inneren Sprache schreibt *Justinus Kerner* in seiner ‚Seherin von Prevorst‘: „Fridericke meinte, diese Sprache liege von Natur in ihr und es sei eine Sprache, ähnlich der, die zu Zeiten Jakobs gesprochen wurde. In jedem Menschen liege eine ähnliche Sprache. – Diese Sprache war äußerst sonoris. Sie blieb sich in ihren Ausdrücken für das, was sie in ihr sagen wollte, ganz konsequent, so daß Menschen, die längere Zeit um sie waren, sie nach und nach verstehen lernten. Sie sagte öfters, in dieser Sprache könne sie ihre innersten Gefühle ganz ausdrücken und sie müsse, wenn sie etwas deutsch sagen wolle, es erst aus dieser, ihrer inneren Sprache übertragen. Sie denke diese Sprache aber nicht mit dem Kopf, sie komme eben so aus ihr hervor. Es sei keine Sprache des Kopfes, sondern eine des inneren Lebens, das von der Herzgrube ausgehe.“ (Ausgabe von 1963, S. 135)

Wie kann diese Sprache des Unbewußten psychologisch *beurteilt* werden? Soweit ich sehe, gibt es zwei Möglichkeiten:

Karl Bühler hat in seiner Untersuchung ‚Die geistige Entwicklung des Kindes‘ (Jena 1930) nachgewiesen, daß das Kleinkind in seinen Lallmonologen den lautlichen Steinbruch, der (angeboren) in der Tiefe des Menschen ruht, anbricht und sich in die verschiedenen Laute einübt. Dieser lautliche Steinbruch umfaßt das Rohmaterial für alle Menschensprachen – und darüber hinaus Laute, die in keiner Menschensprache vorkommen. Je nachdem, in welcher Sprache dann das Kind heranwächst, werden bestimmte Laute weiter ausgebildet und vervollkommen (bzw. abgeschliffen!), andere sinken ins Unbewußte zurück. –

Ich halte es für möglich, daß dieser „lautliche Steinbruch“ nicht nur vom Kleinkind angebrochen werden kann, sondern daß auch der erwachsene Mensch sich dieses sprachlichen Rohmaterials bedienen kann, wenn er sich in entsprechender Weise für diese Realität aufschließt.

In der Schule C. G. *Jungs* dagegen wird die Glossolalie erklärt als eine Sprache, die aus dem Kollektiv-Unbewußten kommt, welches die gesamte Menschheit miteinander verbindet. So schreibt *Morton Kelsey*: „Bei der Glossolalie geschieht ein echtes Bewußtwerden von Inhalten, die aus den tiefsten Schichten des Kollektiv-Unbewußten kommen“ (Tongue Speaking, 1964, S. 199). – Auf solche Weise könnte auch das Phänomen der Xenoglossolalia erklärt werden.

Zur psychologischen *Funktion des Sprachenredens* schreibt W. Hollenweger: „Das Zungenreden hat eine psychohygienische Funktion . . . Der Mensch braucht eine Möglichkeit der nicht-intellektuell gebundenen Meditation und Entspan-

nung. Für gewisse Menschen hat diese Funktion die Kunst, für andere das Zungenreden, wobei diejenigen, die ihre Psyche in beiden Bereichen entlasten und ausbalancieren können, nicht so selten sind, wie man gemeinhin annimmt.“ (Der 1. Korintherbrief, 1965, S. 7) – Eine ganze Reihe von Psychotherapeuten, besonders aus der Schule von C. G. Jung, bestätigen die heilende Funktion des Sprachenredens. Als Beispiel nochmals M. Kelsey: „Es gibt Leute, die ohne diese Erfahrung niemals fähig gewesen wären, zu psychologischer Reife zu gelangen. Die Erfahrung des Sprachenredens schloß sie auf für das unbewußte und vollere, aber auch schwierigere Leben.“ (a. a. O.)

William Sargent, einer der führenden englischen Psychiater, meint, daß das Sprachenreden ähnliche Wirkungen haben könnte wie eine Elektroschocktherapie: „Beide Male wird eine Hemmung aufgebrochen, die vorher das Individuum blockierte. Der Mensch wird dadurch freigesetzt, neue Verhaltensweisen zu entwickeln.“

Glossolalie – religiös betrachtet

Wie alle menschlichen Äußerungen kann auch die Glossolalie in den Dienst Gottes gestellt werden. Im Sprachenbeten kann der Mensch all das, wofür er keine Worte findet, vor Gott bringen. *Karl Barth* nennt ein solches Beten „das Aussprechen des Unaussprechlichen“. Und *Paul Tournier* meint: „Die Glossolalie . . . scheint dem Drang des Geistes zu entsprechen, das Unsagbare zu sagen und im Gespräch mit Gott die engen Grenzen der verständlichen Sprachen zu durchbrechen.“

Auch für die Fürbitte ist das Sprachengebet hilfreich, weil wir oft buchstäblich nicht wissen, was wir für den anderen erbitten sollen. In einem solchen Fall ist es gut, sich zu erinnern, daß „der Geist selbst für uns eintritt mit unaussprechlichem Seufzen“ (Rö. 8, 26 f).

Paulus schreibt im 1. Korintherbrief (14, 4): „Wer in Sprachen redet, baut sich selber auf.“ Hierzu *L. Christenson*: „Wenn Sie zur Auferbauung der Gemeinde berufen sind, was könnten Sie Besseres tun, als zunächst einmal in die Stille zu gehen und sich von Gott auferbauen zu lassen, viele tausend Worte in Sprachengebet zu sprechen, damit Sie dann geistlich so erbaut in die Gemeinde kommen, daß fünf Worte aus dem Verstand gesprochen wie geistliches Dynamit wirken? Ich glaube, daran dachte Paulus auch, als er sagte: ‚Ich danke Gott, mehr als ihr alle rede ich in Sprachen, aber in einer Gemeindeversammlung will ich lieber fünf Worte mit meinem Verstand reden, um auch andere zu unterweisen, als viele tausend Worte in Sprachenrede‘“ (Speaking in Tongues, 1968).

G. Ruhbach formuliert treffend: „Für Paulus befreit das pneuma (= der Geist) den nous (= den Verstand) im Grunde erst zu seiner eigentlichen Funktion.“ Paulus schreibt (1. Kor. 14, 14 f): „Wenn ich in Sprachen bete, dann betet mein Geist, aber mein Verstand ist unproduktiv. Was nun? Ich will im Geist beten, ich will aber auch im Verstand beten; ich will im Geist singen, will aber auch im Verstand singen.“

Das *Singen im Geist* wurde seit 1967 besonders in der katholischen charisma-

tischen Bewegung neu entdeckt. So sangen zum Beispiel bei der großen Konferenz in der Universität Notre Dame, Indiana, im Juni 1972 etwa 12 000 Christen immer wieder gemeinsam „in Sprachen“. Ich habe diese Gottesdienste selbst miterlebt und mit vielen Menschen gesprochen, die von der feierlichen, liturgischen Schönheit dieses Singens stark beeindruckt waren.

Einen weit größeren Raum als das „Singen im Geist“ nimmt in den charismatischen Gottesdiensten jedoch das „Singen im Verstand“ ein. Sehr viele neue Lieder entstehen spontan und werden anschließend in weiten Kreisen verbreitet. Dadurch ist eine völlig neue Sing-Bewegung in der katholischen Kirche entstanden, die allmählich auch auf evangelische Kreise übergreift. Man wird deshalb im Blick auf dieses charismatische Singen, das seinen Ursprung im „Sprachen-Singen“ hat, sagen können, daß auch hier die Glossolie den Verstand zu einer neuen geistlichen Funktion befreit hat.

Mißbrauch des Sprachen-Redens?

Wie steht es mit dem Schreien, Zittern und den ekstatischen Erscheinungen, die hin und wieder mit dem Sprachenreden in Verbindung gebracht werden? Ich kann darauf nur antworten: Solchen Unsitten, wie sie aus der alten *Pfingstbewegung* berichtet werden, bin ich innerhalb der charismatischen Bewegung nirgends begegnet. Die Entgleisungen in manchen pfingstlerischen Kreisen kann ich nur so erklären, daß dort Menschen, die aus stark emotional bestimmten Bevölkerungsschichten stammten, selbständig Gemeinden gebildet und Gottesdienste gefeiert haben, ohne in den Gesamtzusammenhang der Kirche und ihrer Ämter organisch eingegliedert zu sein. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß entsprechende Mißbräuche einrissen. (Vergleiche hierzu die ähnliche Situation in Korinth: 1. Kor. 3, 1–4; 14, 33 u. 36) Solche Mißbräuche sind jedoch nicht auf das Sprachenreden beschränkt; sie können genauso beim Reden, Singen und Beten in der Muttersprache auftreten.

Übrigens werden auch innerhalb der Pfingstbewegung diese Unsitten gesehen und entsprechend kritisiert. So schreibt z. B. *David du Plessis*, der frühere Generalsekretär der Welt-Pfingst-Konferenz: „Ich betrachte es als eine Irrlehre, wenn man das Schütteln, Hinfallen, Tanzen, Klatschen, Rufen und ähnliche Gebärden als Manifestation des Heiligen Geistes bezeichnet. Es handelt sich um rein menschliche Reaktionen auf die Kraft des Heiligen Geistes, und sie sind eher ein Hindernis als eine Hilfe für das Hervorbringen echter Äußerungen.“ (L. Christenson, *Die Gabe des Zungenredens in der Lutherischen Kirche*, 1963, S. 24)

Es wäre sicherlich falsch, wenn wir bestimmte Frömmigkeitsformen oder -äußerungen ablehnen würden, nur weil die Möglichkeit des Mißbrauchs besteht. Dem Mißbrauch einer Sache wird ja erfahrungsgemäß nicht gewehrt durch den Nicht-Gebrauch, sondern durch den rechten Gebrauch. Wir kommen deshalb auch heute nicht über den Rat des Apostel Paulus hinaus: „... hindert das Sprachen-Reden nicht – laßt aber alles in schöner Gestalt und Ordnung vor sich gehen“ (1. Kor. 14, 39 f).

Arnold Bittlinger

Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

PFINGSTBEWEGUNG

Pfingstler-Treffen in Bern. (Letzter Bericht: 1972, S. 243) Seit Monaten war die *Pfingst-Europa-Konferenz* (PEK) vom 27. Juni bis 2. Juli in Bern in den Blättern der verschiedenen Pfingstgemeinschaften groß angekündigt worden (vgl. MD 1972, S. 88 ff). Als sie aber stattfand, drang nur wenig in die Öffentlichkeit. Offenbar gelang der Kontakt zur Presse nicht recht. In Zukunft wird das wohl besser; denn die Konferenz hat beschlossen, eine pfingstliche Presse-Agentur zu eröffnen: ‚Pentecostal Press Agency‘. Immerhin, so viel steht fest: ein umwälzendes Ereignis war diese Konferenz nicht. Sie war auch nicht überaus stark besucht. Hatte eine finnische Pfingstkonferenz kurz zuvor 15 000 Menschen versammeln können, so trafen sich in Bern nicht einmal die Hälfte.

Relativ stark war das Ausland vertreten, besonders England, Frankreich, Holland, Norwegen, Portugal u. a. – insgesamt ein Drittel der Teilnehmer. Von den deutschsprachigen Pfingstlern kam nur etwa ein Viertel aus der Bundesrepublik. Unter ihnen war am stärksten die ‚Volksmision entschiedener Christen‘ vertreten, dann die ‚Arbeitsgemeinschaft der Christengemeinden in Deutschland‘ (ACD) und der ‚Christliche Gemeinschaftsverband Mülheim/Ruhr‘, der aus Versehen erst im letzten Moment eingeladen worden war. Die ‚Gemeinde Gottes‘ (Krehwinkel) war nicht offiziell erschienen, und auch mehrere kleine Pfingstlergruppen nicht.

Den Berichten in der Zeitschrift ‚Wort und Geist‘ (8/1972) kann entnommen werden, daß das Programm recht vielseitig gestaltet war. Vor allem um *David Wilkerson* die Möglichkeit zu geben, von seiner Teen-Challenge-Arbeit zu berichten und unter der Jugend zu evangelisieren, wurde eine sogenannte „Vorkonferenz“ von Samstag bis Montag (24.–26. Juni) der eigentlichen Versammlung vorangestellt. Wilkerson, der eine Europa-Tournee mit der PEK verbunden und in vielen Großstädten Evangelisationen durchgeführt hatte, war denn auch ein besonderer Anziehungspunkt dieser Konferenz. Überhaupt wurden die Jugendprobleme und die Arbeit an gefährdeten Jugendlichen (z. B. Teestubenarbeit) stark in den Vordergrund gerückt; die Pfingstler wurden aufgerufen, sich besonders dieser Aufgabe zu stellen.

Das Programm der Konferenz folgte einem festen Schema: Der Tag begann jeweils mit einer Stunde „Gebetszeit“. Die Themen des Vormittags wurden in Form von „Bibelstudien“ behandelt. Der Nachmittag war Referaten, Aussprachen und Zeugnissen gewidmet. Und am Abend fanden große Evangelisationsveranstaltungen statt. Bis zu 7000 Zuhörer wurden gemeldet.

Es ging alles sehr „fein und ordentlich“ zu. Ja, Jakob Zopfi, Sekretär der ‚Schweizerischen Pfingstmission‘, hätte der Versammlung „mehr enthusiastische Entfaltung“ gewünscht. Die von manchen erwarteten Wellen einer

spontanen „Jesus-Bewegung“ waren in Bern jedenfalls nicht zu spüren.

Am letzten Tag wurden „*Resolutionen*“ verlesen. Darunter war an erster Stelle eine Verhältnisbestimmung der Pfingstbewegung zur Kirche, die allerdings auf die „bibeltreuen Gruppen“ eingeschränkt wurde. In seinem grundlegenden Referat hatte dazu W. Meißner (Mülheimer Verband) folgenden „Maßstab“ aufgestellt: „Erkennen Kreise, die nicht zu unserer Bewegung gehören, die Bibel aus Autorität Gottes für ihr Leben an und versuchen sie, diese Botschaft im persönlichen und im Gemeindeleben auszuleben, so weist dies die Gegenwart Gottes in ihren Reihen aus. Der gleiche Geist, der in uns ist, bezeugt sich in ihnen.“

Die Erklärung selbst spricht von der Pfingstbewegung als einem „Glied des gesamten Leibes Jesu“, von der Bereitschaft, „sich brüderlich ergänzen zu lassen“, und auch ein „brüderliches Wort berechtigter Kritik und Zurechtweisung anzunehmen“, von der Offenheit, „zu hören, zu empfangen, aber auch zu geben und mitzuarbeiten, wo dies gewünscht wird und die tragende Gemeinsamkeit besteht“. Dagegen wird mit Besorgnis festgestellt, daß die

„geistliche Offenheit von manchen evangelikalischen Kreisen in neuerer Zeit wieder mit Vorbehalten beantwortet wird“. Und es wird gebeten, „diese Vorbehalte zu überprüfen und abzubauen“.

In einer anderen Resolution „Zur Situation der Jugend“ werden u. a. Gemeinsamkeiten mit der *Jesus-Bewegung* festgestellt: „Die von ihr betonten Wahrheiten: Jesus – der Retter; die Bibel – das Wort Gottes; die Betonung der persönlichen Heilserfahrung und des Heiligen Geistes; die dringende Notwendigkeit der Evangelisation der Welt; die Erwartung der baldigen Wiederkunft Jesu sind schon immer Grundlagen in Verkündigung und Praxis der Pfingstbewegung gewesen.“

Die Hauptsache für die Teilnehmer an dieser Konferenz war sicherlich das Erlebnis der Gemeinschaft, was besonders in der gemeinsamen Anbetung zum Ausdruck kam. – Nun ist die ‚PEK 72‘ vorbei. „So der Herr verzieht, soll 1975 in Norwegen eine weitere Pfingst-Europa-Konferenz stattfinden.“ Zuvor aber wird zur 10. *Pfingst-Weltkonferenz* im September 1973 in Seoul, der Hauptstadt von Süd-Korea, eingeladen.

rei

EVANGELISCH-JOHANNISCHE KIRCHE

Festlichkeiten. (Letzter Bericht: MD 1971, S. 130) Das muß man dieser kleinen, um ihre Existenz ringenden Gemeinschaft zugestehen: sie versteht es, Feste zu feiern. Dazu bringt sie besondere Voraussetzungen mit: Sie ist klein genug, um ihren Gliedern das Gefühl zu vermitteln, eine *Glaubens-Familie* zu sein. Seit der Teilung Deutschlands wohnen auch besonders

viele Mitglieder und Freunde der johannischen Kirche in West-Berlin, so daß sie leicht zusammenkommen können. Vor allem aber besteht ein bestimmter *Ort*, an dem diese „Familie“ zum Fest zusammenkommen kann.

Joseph Weißenberg, der Gründer, hat der Gemeinschaft von Anfang an das soziale Element eingestiftet, wobei ein „geisterfüllter“ Ort des gemeinsamen

Lebens eine zentrale Rolle spielte. Ursprünglich war dies die Siedlung *Friedensstadt* bei Magdeburg, die aber noch immer zum größten Teil in Händen des Staates liegt. Nun ist das schön gelegene *St. Michaels-Heim* in Berlin-Grunewald das Zentrum der ‚Evangelisch-Johannischen Kirche nach der Offenbarung St. Johannis‘.

Zum Feste-Feiern gehört aber noch mehr. Sollen sie nicht nur den Charakter von Glaubensversammlungen haben, so muß vor allem der familiäre Aspekt zum Tragen kommen, indem auch wirklich alle Lebensalter – Kinder und Jugendliche, die Familien und Berufstätigen, die alte Generation – gleichermaßen ernst genommen werden und gestaltend mitwirken können. Auch gehört dazu eine Aufgeschlossenheit allen Bereichen des Lebens – auch des natürlichen Lebens – gegenüber und eine positive, fröhliche Grundhaltung.

Wer das Leben dieser kleinen Gemeinschaft verfolgt – und das ist auch dem Außenstehenden möglich durch die gut redigierte Wochenzeitschrift ‚Weg und Ziel‘ oder durch Besuche im Heim selbst –, der gewinnt den Eindruck, daß diese Voraussetzungen hier durchaus gegeben sind.

Die evangelisch-johannischen Gläubigen haben auch viel zu feiern! Da ist zunächst über die üblichen Feiertage hinaus jeweils ein dritter Festtag zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Dazu kommt der Geburtstag des „Meisters“ J. Weißenberg am 24. August (1855) und sein Todestag am 6. März (1941) und auch der Geburtstag des derzeitigen „Oberhauptes“ Frau *Frieda Müller* am 7. Februar (1911).

Im vergangenen Jahr erkannte die Schulverwaltung von West-Berlin den Geburts- und Todestag des Gründers

als Feiertage an und den Geburtstag der jetzigen Leiterin als „Gedenktag“ im Sinn des Feiertagsgesetzes. Das bedeutet, daß die johannischen Schüler und Lehrer am 6. März und 24. August schulfrei haben, und daß sie am 7. Februar die Möglichkeit des Gottesdienstbesuches erhalten.

Um den 24. August rankt sich seit vielen Jahren der johannische „Kirchentag“ im Michaelsheim und in der „Urgemeinde Friedensstadt“. Das bedeutet eine Woche des frohen Beisammenseins mit Gottesdiensten, Vorträgen und Diskussionen, Ausstellungen, Spielen, Konzerten und Aufführungen. Es ist beachtlich, wie stark die Jugend hierbei eingesetzt ist.

In diesem Jahr gab es noch zwei besondere Gedenktage: am 28. April wurde das *40jährige Amtsjubiläum* von Frieda Müller mit einem Dankgottesdienst und mehreren Veranstaltungen festlich begangen. Im Jahr 1932 hatte an diesem Tag J. Weißenberg seine Tochter, die kurz zuvor 21 Jahre geworden war, in einem Gottesdienst in Berlin offiziell zu seiner Nachfolgerin eingesetzt.

Der zweite Gedenktag fiel auf den 1. Juni. Sein Thema lautete: „*15 Jahre St. Michaels-Heim!*“ 1957 war es dem ‚Johannischen Aufbauwerk‘ gelungen, das im altenglischen Landhausstil erbaute Palais Mendelssohn an der Bismarckallee in Berlin-Grunewald zu erwerben. Trotz des sehr günstigen Kaufpreises von DM 340 000,- war das ein gewaltiger „Brocken“ für die kleine Gemeinschaft, besonders wenn man die weiteren Aus- und Aufbauarbeiten mit dazurechnet! Aber man schaffte es, und heute gehört dieses Heim zu den größeren geistlichen Zentren Berlins. Es ist nicht nur „johannisches Kirchenzentrum“, sondern dient auch als „in-

ternationale Tagungsstätte“ (46 460 Übernachtungen im Jahr 1971!). Zur Zeit wird auf dem Grundstück ein weiterer Bau geplant: ein „Kinderwerk“ (vgl. MD 1971, S. 10). Zu seinen Einrichtungen gehören u. a. zwei „Familien“ in der Art des „Kinderdorf“-Programms mit jeweils zwölf Kindern aus sozialgeschädigtem Milieu und ein Heim für ledige Mütter. Eine Besonderheit wird auch die musiktherapeutische Praxis für kontaktgestörte Kinder

darstellen. Mit diesem karitativen Werk will die johannische Kirche der Allgemeinheit dienen.

Man bewundert den Mut dieser kleinen Gemeinschaft, die trotz beachtlicher Nachwuchssorgen und nur kärglich fließenden Finanzquellen so große Aufgaben anpackt. Offensichtlich „baut sie auf Hoffnung“ – und stützt sich dabei auf die Erfahrung, daß die „Flucht nach vorn“ immer noch die beste Bewältigung der Gegenwart ist. rei

ISLAM

Mehrheit für den Islam in Afrika. (Letzter Bericht: 1972, S. 263 f) Von 100 Afrikanern sind heute 62 Muslime. Nahezu zwei Drittel der afrikanischen Bevölkerung bekennen sich also zum Islam. Diese Zahl wurde nach einer Meldung der ‚Deutschen Welle‘ (Kirchenfunk 37, 22. 6. 1972) auf einer Tagung der OAU-Staaten in der marokkanischen Hauptstadt Rabat genannt. Der ‚Organisation für die Einheit Afrikas‘ (OAU) gehören – außer Südafrika und Rhodesien – alle 41 selbständigen afrikanischen Staaten an. Nach den Angaben aus Rabat hat der Islam in 25 Staaten die Majorität der Bevölkerung, obwohl nur 13 davon ausdrücklich als Moslemstaaten ausgewiesen sind.

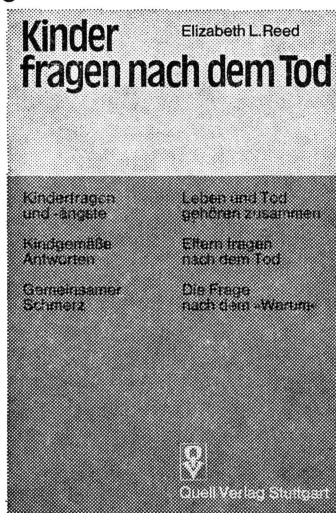
Ein gewisser Maßstab dafür, welcher Staat – auch nach eigenem Verständnis – zum Islam zu rechnen ist, kann die Mitgliedschaft in der ‚Islamischen Konferenz‘ (Motamar Islami) sein. Diese hat ihren Sitz in Jeddah, dem Hafen Mekkas, und ist der Versuch, die politisch-religiöse Einheit der islamischen Welt organisatorisch zu fördern. Folgende afrikanischen Staaten haben bisher die Charta der ‚Islamischen Kon-

ferenz‘ unterschrieben: Algerien, Ägypten, Guinea, Libyen, Mali, Mauretanien, Marokko, Niger, Senegal, Sierra Leone, Somalia, Sudan, Tschad und Tunesien. Die nördliche Hälfte Afrikas bildet demnach einen fast geschlossenen islamischen Block, dem lediglich Äthiopien nicht zugehört.

Interessant ist, daß mindestens drei Staaten Mitglied der ‚Islamischen Konferenz‘ sind bzw. die Charta unterzeichnet haben, obwohl sie eine christliche Regierung besitzen, nämlich Senegal, Sierra Leone und Tschad.

Bei allen diesen statistischen Angaben und Vergleichen muß man freilich in Rechnung stellen, daß es außerordentlich schwierig ist, die traditionellen Religionen Afrikas und ihre Angehörigen zahlenmäßig und sachlich richtig einzuschätzen. So bildet zwar über die genannten Namen hinaus der Islam in einer ganzen Reihe afrikanischer Staaten die größte geschlossene Religionsgemeinschaft. Trotzdem wird man schwerlich von einer islamischen „Majorität“ reden können. Das gilt z. B. für Liberia, die Elfenbeinküste, Obervolta usw. mi

Was geht in einem Kind vor, das dem Tod begegnet? Wie kann man auf seine Fragen antworten und ihm in seinen Ängsten helfen? Elizabeth Reed hat als Religionspädagogin, Lehrerin und Erzieherin Erfahrungen aus dem Umgang mit einzelnen Kindern, mit Kindergruppen und Eltern. Als Ertrag ihrer pädagogischen Arbeit legt sie dieses Buch vor, das vor allem praktische Beispiele dafür bringt, wie man mit 4 - 11 jährigen Kindern ohne Ausflüchte über den Tod sprechen kann. Neben solchen Gesprächsanleitungen für Väter und Mütter und für jeden Erzieher enthält das Buch Kindergebete und Texte, die dem Erwachsenen helfen sollen, über den Tod nachzudenken.



Quell Verlag Stuttgart



DM 9.80

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen im Quell Verlag Stuttgart. – **Redaktion:** Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildnerberger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. Anschrift der Redaktion: 7 Stuttgart 1, Hölderlinplatz 2 A, Telefon 62 07 89. – **Verlag:** Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, 7 Stuttgart 1, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897. Kontonummer: Städt. Girokasse Stuttgart 2 036 340. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Ruder. – **Bezugspreis:** halbjährlich DM 8,40 einschließlich Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Einzelnummer 75 Pfennig. Bestellungen in jeder Buchhandlung und beim Verlag. – Alle Rechte vorbehalten. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evang. Presse. – **Druck:** Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.